

berliner szenen

Die Augenfarbe als Marke

Als wäre sie ein Nikolausgeschenk, lege ich die immer dicker werdende Mappe mit ärztlichen Unterlagen in meine Dr. Martens neben die Liege. Ich warte auf meine Orthopädin und befürchte langsam, mich verhöhrt zu haben. Ist es wirklich Dr. H., die mir die Fäden der Knie-OP ziehen wird? Dann taucht sie auf und begrüßt mich enthusiastisch. Ich bin erleichtert, dass ich nicht nach Charlottenburg zu meinem Krankenhaus fahren muss – doch es sind keine Fäden, erklärt sie mir und ich verstehe plötzlich, warum sie einen Klammerentferner in der Hand trägt. Die Wunden wurden getackert. Ich traue mich auf mein Bein zu schauen und komme mir vor wie eine Figur aus einem Tim-Burton-Film. Während sie die Klammern entfernt, fühle ich mich eher wie ein Blatt Papier. Sie schaut mich mit ihren stahlblauen Augen an und lacht. „Ja ja, das ist normal.“ Dass etwas normal sei, sagt sie oft – was mich beruhigt und nervt zugleich.

Manchmal, vermute ich, verwechselt sie mich mit einer anderen Patientin. Sie spricht Englisch mit mir und ich muss sie daran erinnern, dass mein Problem die Kreuzbänder sind, nicht der Meniskus. „Ja ja, natürlich“, antwortet sie irritiert.

Die Farbe von Dr. H.s Augen scheint eine Marke ihrer Praxis zu sein. Alle Rezeptionistinnen haben diese tiefblauen Augen, die zu ihren Kitteln passen und wie Steine am Flussboden glänzen. Besonders freundlich sind sie nicht, aber freundlicher als am Telefon. Am meisten gefällt mir an der Praxis, dass sie sich in einem Altbau mit Holzfußböden, hohen Fenstern und Stuckdecken befindet. Deshalb nehme ich die Fahrt nach Alt-Tempelhof auf mich. Und auch wegen Dr. H. Ich weiß, dass sie Profisportlerin war und es ernst meint, wenn ich über meine Einschränkungen heule und sie nickend „Ich verstehe Sie“ sagt.

Luciana Ferrando

Désirée Fischbach bewegung



Warum sollte Berlin sparen?!

Bereits die letzte Sparrunde des Berliner Senats war krass – aber der wirkliche Hammer kommt im nächsten Jahr. Doch warum ist die Stadt überhaupt so verschuldet? Und wie gefährlich ist die Sparpolitik? Um diese Fragen geht es bei der Diskussionsveranstaltung „Warum soll Berlin sparen?“ im Kiezhaus Agnes Reinhold mit Gotthard Krupp von Verdi.

Freitag, 14. 2., Afrikanische Straße 74, 18 Uhr  
Die Kolumne: taz.de/tazplan



Axel Anklam, „Lichtwanderer“ im ZAK, Ausstellungsansicht  
Foto: ©Kulturamt Spandau

kunstraum

Von Licht getragen

Die Raumfolge im ZAK in der Zitadelle Spandau ist von beeindruckender Größzügigkeit und damit der ideale Ort für die abstrakten, organisch geformten Skulpturen des Künstlers Axel Anklam (1971–2022). Obwohl sie oft lichtdurchlässig und von leichter, offenerer Konstruktionsweise sind, treten sie so bestimmt auf, dass sie die weiträumige Ausstellungssituation jederzeit beherrschen und ihre Formen dabei zur Geltung kommen.

Eine der faszinierendsten Arbeiten der Ausstellung „Lichtwanderer“ ist sicher „Orange“ (2021) ein hochglänzendes, rot-oranges Rechteck, das sich ein Stück der Wand entlang zieht, um dann durch eine entsprechende Biegung auch die Ecke der Wand zu überwinden. Wie bei vielen Exponaten hat der Künstler auch bei „Orange“ eine Kunststoffhaut (sei sie aus Epoxidharz, Glasfaser oder Kohlenstoff) über ein Edelstahlgerüst gespannt.

Aufgrund der Konstruktionsweise – die Form erinnert an vielfältige Naturformen wie Blüten, Schneckenhäuser oder Landschaften – assoziiert man immer wieder auch die Tragflächen der ersten Flugzeuge. Der Titel „Flug“ (2010)

für eine andere, ganz wundersam in sich gedrehte Figur, scheint nur konsequent. Charakteristisch für das Werk des Bildhauers sind die hochglänzenden Oberflächen, in denen sich das Licht bricht und die immer wieder neue Formen entstehen lassen. Auf dieses Spiel mit dem Licht setzen auch die titanbeschichteten Wandarbeiten in Gold und Schwarz.

Als wandbeherrschende Reliefs kamen sie bei Kunst-am-Bau-Projekten zum Einsatz, ebenso wie die Edelstahlnetze, die Anklam einerseits für Skulpturen verwendete, andererseits als lichtdurchlässige Stahlwolken von der Decke hängte. So großartig die Skulpturen sind, so wenig überzeugt die Installation der Edelstahlnetze. Sie ist einfach viel zu architektenfreundlich und entsprechend langweilig. Aber auch hier gilt, dass der viel zu jung an Krebs verstorbene Axel Anklam seine Ideen, wie sie die Papierarbeiten an der Wand zeigen, handwerklich äußerst sorgfältig und gekonnt umgesetzt hat – dank einer Ausbildung als Kunstschmied bevor er Meisterschüler von Tony Cragg wurde.

Brigitte Werneburg



kinotipp der woche

Ungleiche Jahre

Vampire der Armut, Melancholie in Athen: Die 11. Woche der Kritik stellt die Klassenfrage und lädt zu Konferenz und Filmprogramm

„What We Ask of a Statue Is That It Doesn’t Move“ (R.: Daphné Hérétakis, GRC/ FRA 2023)  
Foto: Woche der Kritik

Woche der Kritik. 12.–20. 2., AdK + Hackesche Höfe Kino; 10. 2.: Kneipen kino, 19.30 Uhr, Kumpelnest 3000  
Die Langfassung: taz.de/tazplan

Die Welt geht gerade unter, da ist es nur folgerichtig, sich so kämpferisch zu geben wie die 11. Woche der Kritik, die wieder weitgehend parallel zur Berlinale stattfindet. „Zurück zur Klassenfrage – Filme und soziale Ungleichheit“ lautet dieses Jahr der Titel der Auftaktkonferenz am 12. 2. (AdK), bevor es im Hackesche Höfe Kino weiter mit Filmen geht.

Darunter „Vampires of poverty“ von Luis Ospina und Carlos Mayolo. Die Mockumentary über ein deutsches TV-Team in der kolumbianischen Stadt Cali ist zwar bereits fast 50 Jahre alt, aber ihr beißender Spott über die Armut der einen, mit der die anderen auch noch Geld verdienen, verfängt auch heute noch. Die Menschen in Cali sind nur noch genervt von den Fernsehleuten und klagen: Die Vampire der Armut sind wieder unterwegs.

Bis einer kommt und sagt: Ihr könnt euch meine Armut nicht kaufen.

Auch in Daphné Hérétakis’ „What We Ask of a Statue Is That It Doesn’t Move“ (2023) haben ein paar junge Leute das Gefühl, nur noch Teil einer Kulisse zu sein, begafft von reichen Touristen, die in Athen nach den Spuren des antiken Griechenlands suchen. Die Gruppe hat genug davon, sich selbst wie Jahrtausende alte bewegungslose Statuen vorzukommen. Also kommt sie auf die Idee, es so machen zu wollen wie die guten alten Futuristen: Der ganze überkommene Krepel muss weg und das Parthenon in die Luft gesprengt werden. Wer ist mit dabei? Kaum jemand, der revolutionäre Geist ist kaum irgendwo zu finden und die Melancholie bleibt deshalb weiterhin grenzenlos.

Andreas Hartmann

berlinmusik

A Darker Summer



Dina Summer: „Girls Gang“ (Iptamenos Discos/ Believe/ GoodToGo); Live am 13. 3., 20 Uhr im Lido

„We listen to Bauhaus –and dance to Dead Can Dance“ sprechsingt Konstantina Paschalidou (sonst ist sie mit Maximilian Brudi das Duo Local Suicide) zum Auftakt. Natürlich auf der silberfarbenen Tanzfläche des „Linientreu“, möchte man hinzufügen. Das kurzweilige Album wäre ein Faust-aufs-Auge-Mixtape für den längst geschlossenen Laden im Keller des Bikini-Hauses; heute gibt es dazu Revivalparties im Silverwings Club.

Für das Projekt Dina Summer haben sich Local Suicide mit Jakob Häglsperger alias Kalipo zusammengetan. Letzteren kennt man als eine Hälfte der Electro-Punk-Band Frittenbude. Doch er ist auch ein vielseitiger Produzent, der hier alle Register zieht. „Girls Gang“ ist bereits das zweite Album, das aus dieser Zusammenarbeit hervorging. Und auch wenn dieser Aufguss dunkler und gruftiger daher-

kommt als der italo poppige Vorgänger „Rimini“, hat die Fusion aus Dark-Wave und Synthie-Pop mit gelegentlichen Post-Punk und EBM-Anleihen eine vergnügte, durchaus augenzwinkernde Anmutung – nicht zuletzt, weil die Endzeitstimmung jener Zeit aus heutiger Sicht wie ein Kindergeburtstag wirkt.

Der Track „Halkidiki“ erinnert dank hypnotischer Beats an Anne Clark, während im euphorisch-melancholischen „Schall & Rauch“ eine männliche Stimme für Abwechslung sorgt – was aber textlich in der zweiten Hälfte ins Pathostiefende kippt. Kurzum: Ein Album voll mit Achtziger-Anspielungen von „Fade to Gray“ bis Spliff. Zeitgenössische Produktionstechniken bringen derweil mit knackigen Beats etwas Gegenwart in den mäßig originellen, aber unterhaltsamen Zitatpop-Retro-Futurismus.

Stephanie Grimm

der taz.plan erscheint in der taz mittwochs und freitags. mehr kulturtipps und alle kolumnen auf taz.de/tazplan

arsenal on location

ON LOCATION  
onlocation.arsenal-berlin.de

9., 11. & 28. Februar 2025  
KLICK KINO

taz blogs

Wie tickt die taz? Das Blog aus und über die taz mit Innenansichten, Kontroversen und aktuellen Entwicklungen. Die taz ist kein abgeriegelter Komplex – die taz gehört ihren Leserinnen und Lesern, sie versteht sich als Zeitung, die Debatten führt und auch den eigenen Standpunkt reflektiert. [taz.de/blogs/hausblog](https://taz.de/blogs/hausblog)

Eva Meyer-Keller:  
Turn The P/Age

13./14./15./16.02.  
Sophiensäle

taz panterstiftung

MAUERECHO  
Ost trifft West

immer sonntags auf [taz.de/mauerecho](https://taz.de/mauerecho) und überall dort, wo es Podcasts gibt

Podcasts

„...um die mentalen Barrieren innerhalb Deutschlands zu überwinden“

Dennis Chiponda, Podcast-Moderator

Spenden Sie unter [taz.de/spenden](https://taz.de/spenden)

Bankkonto: GLS-Bank Bochum  
IBAN DE97 4306 0967 1103 7159 00 BIC GENODEM1GLS



Zeitungen für Gefangene!

In Gefängnissen gibt es keinen Zugang zu digitalen Informationen.

Bitte spenden Sie die »taz« zum Preis von 42,80 € monatlich, 256,80 € halbjährlich, 513,60 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an:  
Freiabonnements für Gefangene e.V.  
IBAN: DE06 3702 0500 0003 0854 00  
Kennwort: »taz«  
[www.freiabos.de](https://www.freiabos.de)

Freiabonnements für Gefangene e.V.  
Information und Bildung für Menschen in Haft

Photo © Beate Pundt